

Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Landesplanung

Band: 21 (1964)

Heft: 6

Artikel: Die Sozialität des Menschen als Grundlage der Planung

Autor: Hotz, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-783799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sozialität des Menschen als Grundlage der Planung

Dr. Paul Hotz, Leiter des Teams Sozialforschung, Zürich

299:307

I. Problemstellung

Die äussere Brillanz moderner Planung täuscht nicht darüber hinweg, dass immer wieder ein Unbehagen in diesen Bereichen wach wird. Es findet seinen Ausdruck bei mancher Gelegenheit. Meist tritt es hervor, wenn sich der Souverän über ein «grosszügiges Verkehrsprojekt», wie etwa die Zürcher Tiefbahn, auszusprechen hat. Fast immer liegt dem bewussten Unbehagen dasselbe Motiv zugrunde: Der Mensch fühlt sich von der Technik als dem Mittel und der Folge der Planung überspielt. Oft aber überspielt die Faszination gegenüber den technischen Realisationsmöglichkeiten das Unbehagen und die etwa aufkeimende Kritik. Dabei ist diese Faszination manchmal noch gepaart mit dem Gefühl der Notwendigkeit, dass nun überhaupt etwas getan werden muss..., dann kommen Fehlabstimmungen zustande, wie etwa jene über die «freie Limmat»: Ein Schlag ins Wasser.

Planen wird auf zwei Arten verstanden: Kreativ gestaltend, als Schaffung neuer Formen wie zum Beispiel in der Architektur; dispositiv/koordinativ, wie wir sie etwa in der Landesplanung kennen. Oftmals werden die beiden Begriffe vermengt; oft auch wird die Praxis nicht auskommen ohne Anwendung beider Formen. Sehen wir beide Begriffe als «Polaritäten» an, so bewegt sich die praktische Planung meist zwischen beiden, bald näher der einen, bald näher der andern Konzeption. Wir sind uns dabei bewusst, dass die Landesplanung sich wesentlich von der Fach- oder Teilplanung durch ihr Objekt unterscheidet und wir im folgenden hauptsächlich Beispiele aus Teil- oder Fachplanungen bringen müssen. Doch glauben wir, dadurch doch auch die Landesplanungsprobleme einigermassen beleuchten zu können.

Wo liegt das Unbehagen in der Planung begründet?

Wir glauben in der Regel, mit dem Planen Ordnung in die lokalen Bedürfnisse der Menschen zu bringen, die sich scheinbar chaotisch entwickelt haben. — Wir glauben, damit eine Ordnung schaffen zu können, und hegen diese Ansicht, weil uns der Ueberblick über die Bezugssysteme der gesellschaftlichen Ordnungen und deren Niederschlag in den materiell sichtbaren Regelungssystemen (z. B. Verkehr) abhanden gekommen ist. Wir haben kein «Bild» mehr von der Art der Durchflechtung der menschlichen, gesellschaftlichen und natürlichen Bedürfnisse, ihres Beziehungsnetzes und ihrer Wertsysteme. Darum glauben die Laien, mit der Planung gleichsam über die gesellschaftlichen Ordnungen hinweg den Ueberblick und die Kontrolle wieder herstellen zu können. Dabei vergessen wir, dass die Planung im engern Sinne selbst aus der Ein-

sicht in eine ihr vorgegebene Ordnung kommen muss. Damit aber kehren wir eigentlich eine Rangordnung um. Um diesen Gedanken plausibel zu machen, möchten wir uns eines Analogons bedienen, das wir einer anderen species der animalia entlehnen.

H. Hediger hat in seiner Schrift: «Beobachtungen zur Tierpsychologie», jüngst auch in einer Vortragsreihe «Blick ins Tierreich» in der Television seinen Zuschauern erklärt, dass den Tieren im Zoo soviel Raum zugemessen wird, als sie benötigen, um in der Lage zu sein, diesen so zu gestalten, um ihre sämtlichen Vitalfunktionen ausüben zu können, die ihnen auch in freier Wildbahn eigen sind.

Diese Lebensraumgestaltung ist im Einzelfall von der Ordnung des Lebensablaufs der Tiere abhängig, der seinerseits durch die Instinktsteuerung gebunden ist. Diese aber ist von den physischen bzw. biologischen Notwendigkeiten her bedingt. In ihrem Ablauf sind die einzelnen Funktionen meist klar voneinander abgehoben; sie werden lokal getrennt erfüllt, so dass sie vom Forscher gut erkennbar sind: Durch ihre stete Wiederholung an der gleichen Stelle hinterlassen die verschiedenen Tätigkeiten dem Forscher deutlich ersichtliche Spuren auf dem Territorium.

Die Tierforschung hat festgestellt, dass mindestens höhere Wirbeltiere ihre Domäne nach ihren Lebensbedürfnissen abgrenzen und einteilen. Die Beute wird innerhalb des individuellen, vom Tier «gewählten», Lebensraumes geschlagen; dessen Grenzen werden genau markiert und mit Duftmarken fixiert. Die Grösse des individuellen Territoriums wird dadurch bestimmt, dass alle Lebensfunktionen darin an geeigneten Plätzen vollzogen werden müssen. Demnach wird also ein Schlafplatz, ein Aesplatz oder Beutelplatz, ein Kotplatz, der Platz ferner, an dem das Tier seine Körperpflege vollzieht sowie der Spielplatz usw. ausgeschieden. Jede der Funktionen, die einen Vollzugsplatz haben, ist für das Tier lebensnotwendig. Ihm ist deshalb in seiner Art die «Planung» ein Primärbedürfnis, um die Lebensfunktion erfüllen zu können. Die «Planung» geht bei gewissen Herbivoren so weit, dass sogar Schonzonen für die Nahrungsvegetation ausgeschieden werden.

Wie sieht nun die Planung des *Menschen* auf diesem Hintergrunde aus? In seinem Aufsatz: «Zur Frage der Ausscheidung von Nutzungszonen» (Plan, 21. Jahrgang, 1964, Nr. 1, S. 1 ff.) erörtert Dr. W. H. Real planerische Gedankengänge, die wir exemplarisch herausgreifen und in diesem Aufsatz kritisch beleuchten möchten. Ich bin mir dabei bewusst, dass heute differenzierte Bedürfniskataloge erarbeitet wurden, die aber an der grundsätzlichen Situation nichts ändern,

vor allem nicht in der angewandten Praxis *. Real stellt dort u. a. insbesondere fest: «Das menschliche Leben stellt fünf Bedürfnisse, die durch Planung zu lösen sind» und fährt fort: «Während durch die CIAM... in der Charta von Athen... die vier Bedürfnisse: Wohnen, Arbeiten, Zirkulieren und Sich-Erholen... erkannt worden sind, glaube ich, dass für die Orts-, vor allem aber für die Regional- und Landesplanung zusätzlich eine fünfte und zugleich wichtigste Forderung aufzustellen ist: Unsere Ernährung...» (a. a. O. S. 3).

Stehen wir dermassen am Anfang unserer Planung, dass an einem hiefür bedeutsamen Kongress eine derart wichtige, fundamentale Funktion wie Ernährung «übersehen» werden konnte?

Dies wird uns plausibel, indem wir erkennen, dass die bisherige menschliche Planung zwar von reinen Primärbedürfnissen ausgeht, aber hier in allen ihren technischen «Dimensionalitäten» vorerst «trainiert» werden muss. Sie unterscheidet sich damit von der tierischen «Planung» eben technisch, besser im «engineering» (i. e. S.), worin alle *denkbaren* Möglichkeiten durchgespielt werden können. Das verführt dazu, dass die spezifischen menschlichen Bedürfnisse, sobald sie in den Bereich geraten, in dem sie nicht mehr quantifizierbar sind, einfach übergegangen werden. Essen kann man ja überall — seine eminent soziologische Funktion, die im gemeinsamen Vollzug liegt, ist aber nicht quantifizierbar; erst dann zeigt sie ihre Wirkung, wenn ihr Vollzug in dieser Dimension fehlt. Das zeigt sich in unserer Erfahrung: Essen wir allein, so haben wir weniger Appetit, essen meist lustloser. Sicher ist, dass gewisse psychosomatische Auswirkungen auf die Peristaltik nicht ausbleiben — damit aber auch gewisse Einflüsse auf die Gesundheit. Ein anderes Beispiel: Nahrung schaffen kann man überall. Sie wird dort zum Mangel, wo die Kooperation fehlt. Dies wirkt sich in Hungergebieten als Katastrophe aus. Die soziologische Wirkung der Kooperation ist vorläufig nicht quantifizierbar wegen der ungenügenden Forschungsmittel. Wir haben erst gelernt, die *Rendite* aus der Kooperation auf der ökonomischen Ebene, also wertmäßig zu quantifizieren...

Wir meinen mit den spezifischen menschlichen Bedürfnissen den Grundinhalt des Menschen: den Vollzug seiner Personalität in der Dimension des Sozialen, das, was in vielleicht extrem sublimierter Weise Teilhard de Chardin als Personalisation bezeichnete.

Dieses Vermögen der menschlichen Spezies, die Personalisation in der sozialen Dimension zu vollziehen, das wir als Soziabilität (Gesellungsfähigkeit und faktische Gesellungskapazität) bezeichnen möchten, sehen wir durch die Reduktion der Planung auf die rein metrisch quantifizierbaren Bedürfnisse vergewaltigt. Denn diese Soziabilität lässt sich in keinem der von Real aufgeführten Bedürfnisse unterbringen, benötigt aber trotzdem auch ihre spezifischen Vollzugsorte. Diese gehen in einer Richtung, an deren

* Vgl. z. B. W. Aebli, B. Christ, E. Egli, E. Winkler: Die neue Stadt im Furttal. Zürich, 1961 und 1963.

Ende wir als letzte, aus früheren Vergesellschaftungsstufen übernommene Vollzugsorte die Kirchen, Schulen und Gemeindehäuser haben. Diese aber haben sich schon in einer bereits historisch gewordenen Epoche verinstitutionalisiert und sind damit verspätet; daher in gewissem Sinne antiquiert. Sie vermögen *heute* den Sozialisationsprozess des modernen Menschen nicht mehr zu bewältigen, weil sie die sozialen *Zwischenformen* nicht mehr aufnehmen können, die sich im inzwischen vollzogenen gesellschaftlichen Wandel entwickelt haben. In diesem Zusammenhang betont z. B. E. Winkler: «Ein flüchtiger Blick auf einige wenige Sozialgebilde... überzeugt von der Schwierigkeit eines Systembaus der Sozialgeographie von ihrem Objektgefüge und insbesondere von dessen funktionellen Dominanten her...» («Zur Systematik der Sozialgeographie» in Festschrift Walter Maas, 1961, S. 219) Die Entwicklung der institutionalisierten, antiquierten Formen ist nicht umkehrbar, weil diese soziologisch erstarrt sind. So wird die Einrichtung solcher Vollzugsorte, die für die Vergesellschaftung und das soziale Training in den neuen Gesellschaftsformen notwendig sind, entweder dem Zufall überlassen, oder man plant sie nach Schätzungen ein, deren Grundlagen man aus früheren, ungeplant verlaufenen Siedlungsentwicklungen übernimmt. In der Folge erweisen sich dann die entsprechenden Gebäude in kürzester Zeit immer wieder als zu klein oder zu gross — oder zu unzweckmäßig. Sie erscheinen zudem nicht mehr als zentrale «soziale» Vollzugsorte — als solche werden *heute* die Shopping-Centers künstlich aufgewertet —, sondern eher als «peripherie Dekorationen». Die Planung wirkt in ihnen unsicher, «epimetheisch». Sie hinkt hinterher. Die Planung ist nur sicher in bezug auf die Konzeption der Vollzugsorte der «fünf Grundbedürfnisse». Tatsächlich wird sie auch nach diesen angelegt. Das wirkt sich dann so aus, dass die Gesellschaft des Menschen sozial atomisiert wird. Das Gemeinschaftstraining geht verloren, der Mensch in seiner Umgebung wird unsicher, weil er in ihr kein obligatorisches Engagement mehr hat. Phänomene, die mit der Vereinsamung zusammenhängen, häufen sich:

Ansteigen der Scheidungsziffern (Mangelndes Gemeinschaftstraining);

Wohlstandsverwahrlosung (Verlust der sozialen Kontrolle in den Primärgruppen);

Ansteigen der Kriminalität (Mangel der sozialen Verantwortungsbeziehungen);

Ansteigen der Verkehrsdelikte (Mangelndes Einfügen in übergeordnete soziale Systeme, hier das Verkehrssystem) usw.

Um zu verdeutlichen, wie sehr oft laienhafte Planung in den materiellen Bedürfnissen stehengeblieben ist und damit dem Sozialisierungsprozess des Menschen nicht mehr Rechnung trägt, zitieren wir das Schema der Planung, das im genannten Beispiel, dem Aufsatz von Real (a. a. O., S. 3), dargestellt ist. Dieses Beispiel haben wir nur als symptomatisches herausgegriffen. Die dort unter «Problemstellung» (I) ge-

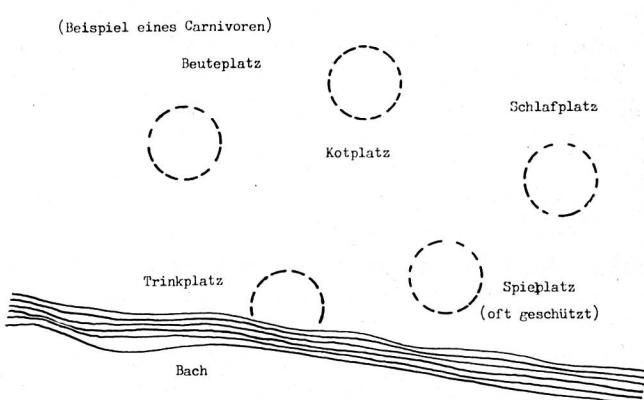
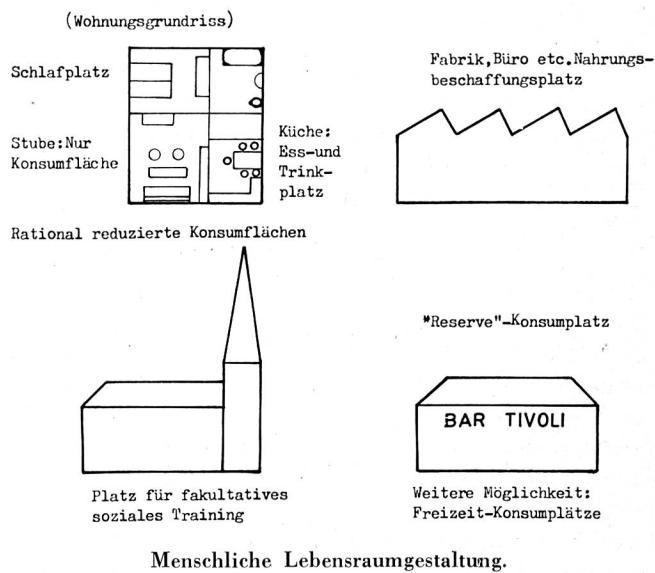
nannten «Bedürfnisse und Funktionen» als «Grundlagen zur ‚Lösung der Probleme’» möchten wir zur Verdeutlichung unserer «Planungs-Entwicklungsstufe» (immerhin unter dem Vorbehalt des menschlichen «Engineering») jenen des Tieres und seiner Realisation gegenüberstellen.

<i>Mensch</i>	<i>Tier</i>
Nahrung:	Beuteplatz, Aesplatz (Herbivoren scheiden hier bereits Schongebiete aus)
Wohnung:	Schlafplatz, Bau usw.
Arbeit:	Sicherung des Lebensraumes, Tägliches Markieren des Territoriums, Nestbau (z. T. organisiert)
Verkehr:	Sich bewegen von einem Bedürfnisplatz zum andern in meist festgelegten Wegen (Wildwechsel), wobei individuelle und «kollektive» Verkehrswege existieren
Erholung:	Spielplatz, Balzplatz usw.

Somit sind wir in der Planung in gewisser Weise durchaus — mit Ausnahme der Erholungsgebiete und Freizeitgebiete, deren Ausscheidung den «animalia cetera» längst eine Selbstverständlichkeit ist — auf der Planungsstufe der übrigen höheren Wirbeltiere angelangt und übertreffen sie lediglich in den Aufwendigkeiten des technischen Vollzugs. Real stellt fest (um bei unserem Beispiel zu bleiben, a. a. O. S. 7): «Je weiter sich die Siedlungsgebiete ausdehnen, je mehr Land baulich ausgenutzt und daher die Menschheit immer enger zusammengeballt wird, desto brennender stellen sich die Probleme der Freihaltung. Trotzdem Le Corbusier schon vor mehr als zwanzig Jahren die Forderung aufgestellt hat: „Das Verhältnis zwischen überbautem Boden und freier Fläche muss festgelegt werden“, ist dieses Mass bis heute weder bestimmt noch die Forderung überhaupt in der Praxis realisiert worden!» (sc. bei der Planung des Menschen, d. V.) Man ist versucht, hier Pierre BERTAUX («Mutation der Menschheit» — Diagnosen und Prognosen, Fischer Bd. 497, S. 99) zu zitieren: «Die Regierungstechnik (wozu die Planung zu zählen ist) steht auf einer geradezu archaischen Entwicklungsstufe und besitzt... geradezu alchemistische Züge...»

Wir müssen also feststellen, dass wir unsere Planung inhaltlich ungefähr so gestalten wie die «animalia cetera» (cf. Studentenkantus: Cerevisiam bibunt homines, animalia cetera fontes usw.), wobei wir uns freilich in der Ausführung eines technischen Apparates bedienen können, der die Möglichkeiten jener bei weitem übersteigt. Der Unterschied aber ist sozusagen nur ein *gradueller*, weil der bewussten Genussfähigkeit beim animal rationale auch eine breitere Skala von zivilisatorischen Genussmöglichkeiten gegenübersteht, die sich dann aber in der Aufnahme- bzw. Konsumosphäre auf genau dieselben «fünf Sinne» konzentrieren.

Hier stellt sich nun die Frage: Worin müsste sich denn die menschliche Planung von der tierischen spezifisch unterscheiden? Worin liegt denn das «planetarische Unbehagen», das Gefühl, dass in unseren Planungen etwas geschaffen wird, das dem sozialen *Wesen* des Menschen i. e. S. nicht genügt, dass unsere Planungen jene Ordnungen überspielen, die der *menschlichen*



Dimensionalität als Spezifika angehören und die in der «animalischen» Planungskonzeption der «fünf Grundbedürfnisse» keinen Vollzugsort mehr haben?

II. Die Grundlagen der Spezifika menschlicher Planung

Mit der Gegenüberstellung der tierischen (instinktgesteuerten, aber rein naturgesetzlichen und deshalb

«richtigen Planung») zur menschlichen Planung sollte es uns gelingen, die Spezifika der menschlichen Planungsforderungen genauer herauszuarbeiten. Der Vergleich der beiden «Planungsformen» ist deshalb nicht abwegig, weil auf beiden Stufen, der tierischen und der menschlichen, die biologischen, rein existenziellen Erfordernisse einmal gesichert sein müssen, die im wesentlichen in der Nahrungsbeschaffung und im funktionellen Ablauf des Lebens innerhalb je eines gegebenen Raumes liegen. Bei beiden Spezies ist die gemeinsame Notwendigkeit der Ausscheidung der spezifischen Vollzugsorte für die verschiedenen Funktionen gegeben.

Als erstes *Unterscheidungskriterium* dagegen wäre vorerst die Tatsache gegeben, dass das tierische Territorium individual «konzipiert» ist, das menschliche dagegen *gesellschafts- und gemeinschaftsbezogen* (sozialintegral). Innerhalb des tierischen Territoriums wird kein weiterer Artgenosse geduldet, denn sonst würde die Nahrungsbasis entsprechend geschmälert und gefährdet (man könnte boshafterweise bemerken, dass dieses Phänomen auch gelegentlich beim Menschen mehr oder weniger «rudimentär» als «Futterneid» entwickelt ist). Es besteht bei nicht domestizierten Tieren feststellermassen eine direkte Relation zwischen der Grösse des Territoriums und dem Nahrungsbedarf, der darin gedeckt werden muss. Bei domestizierten Tieren fällt dieser individuelle Raumbedarf weg, weil deren Nahrung durch die Menschen «organisiert» wird. Für die meisten der uns bekannten höheren Wirbeltiere liegen diese Territorien für die gleichen Arten «geographisch» nebeneinandergereiht, wobei sie sich mit jenen von andern Arten überlagern, die wiederum verschiedene Grössenordnungen aufweisen. Zusammen aber besitzen diese verschiedenen «Territorialschichten» unter sich eine gewisse Interdependenz, da sie sich in bezug auf die Nahrungskapazität gegenseitig ergänzen (Carnivoren und Herbiven). Der Raum ist somit gesamthaft gesehen bestimmt für die Anzahl Individuen der darin lebenden Arten. Jede Vermehrung einer Art über ihre «optimale» Zahl hinaus führt automatisch zur Vernichtung ihrer Ueberzähligen, weil deren Nahrungsbasis ausfällt.

Im Gegensatz dazu stellen wir beim Menschen fest, dass er sich — mit gewisser Ausnahme bei Agrarordnungen — dank höherer Organisationsformen insbesondere in den urbanen Verhältnissen theoretisch beliebig vermehren kann: Viele Individuen können sich in ihrem Lebensraum teilen, wobei die Bevölkerungsdichte sich steigert. Sie kann sich prinzipiell steigern, je höher ihre *Organisationsform* ist. Jede Organisationsform erreicht aber irgendwo ihr Optimum. Die Optimalzahl in den Agrargebieten ist sehr gering, weil extensiv organisiert. — Dafür ist die Intensität der sozialen Verflechtung und Kontrolle dort sehr hoch. — Die Bevölkerungsüberschüsse (Söhne und Töchter) sind zur Landflucht verurteilt, müssen abwandern. Wird die Optimalzahl eines Bevölkerungsraumes mit vorgegebener — weil traditionaler — Ordnung gestört

oder überlastet, dann zerfällt die Organisationsform selbst.

Diesen Vorgang schildert uns in einem Anschauungsbeispiel F. Krayenbühl in seiner «Untersuchung über die Entstehung und das Wachstum der Zentren in der Stadt Zürich» (Zürich, 1963, S. 3) in der Geschichte der römischen Kapitale:

«Als administratives Zentrum eines Weltimperiums und als Handelsmetropole ist es Sitz der gegenseitig rivalisierenden Cliques der obersten Herrscherklasse. Diese stützen ihre Macht weitgehend auf die ihnen hörigen Bevölkerungsteile der Hauptstadt, sie suchen sich daher zwangsweise oder durch Vergünstigungen — beispielsweise hinsichtlich des Getreidebezuges — die Landbevölkerung in die Stadt zu ziehen und auf diese Art Stimmen für sich zu gewinnen. Die dadurch verursachte Heranzüchtung eines grosstädtischen Pöbels, der mangels technischer Verkehrsmittel auf engstem Raum zusammengepfercht lebt, führt zu einem Zerfall des gesellschaftlichen Organismus. Die maximale Vielfalt und optimale Einheit... weicht einer chaotischen und unerträglich werdenden Beziehungslosigkeit auf menschlicher und städtebaulicher Ebene...» (Vgl. hiezu auch K. Litz: «Städtebau in kulturmorphologischer Sicht, Plan 1959, S. 224.)

Die Organisationsform einer Stadt und implicite deren Bevölkerungsdichte wird somit — das ist keine neue Erkenntnis — durch die Sozialkultur ihrer Bewohner bestimmt, mit der Organisationsform aber auch deren technische Anlagen. Diese erreichen ihr Optimum, wenn sie ihrer Sozialkultur *in allen ihren Entscheidungsformen* bei einer relativ höchstmöglichen Dichte zu genügen vermögen. Wird eine Organisationsform künstlich — beispielsweise durch Planung — über einen sozialkulturell einheitlich durchstrukturierten Raum gelegt, dessen Bewohner ihr *nicht* gewachsen sind, so wird der Organisation ausgewichen; es entsteht *ökonomisch eine Fehlinvestition*, soziologisch eine Fehlanpassung, nicht nur auf individueller, sondern auch auf «kollektiver» Ebene, die wir hier als Gruppenfehlbeziehung besonderer Art bezeichnen möchten.

Jede Planung muss demnach nicht nur rein quantitativ/kapazitiv, sondern auch soziologisch jener sozialkulturellen Organisationsform entsprechen, die jener der darin vorgesehenen Bevölkerung entspricht. Das bedeutet gleichzeitig, dass ein Abstellen auf die «fünf Bedürfnisse» des Menschen allein nicht genügen kann. Die zwischenmenschlichen Organisationsformen benötigen ihre spezifischen Vollzugsorte, damit die Entstehung einer Gruppen-, einer Organisationsbeziehung darin gewährleistet ist. Sie ist die Voraussetzung des «We-feeling» und damit jeder Gemeinschaftsbildung, jeder «Verkernung». Das bedeutet auch, dass die Einplanung von Vollzugsarten von institutionalisierten Gebilden und Shopping-Centers allein nicht genügt, um ein mehr oder weniger grosses Territorium gruppennässig funktionsfähig zu machen. So zeigt auch die neue Siedlungsplanung, die an der Expo 64 ausgestellt wurde und in Adliswil realisiert

werden soll, vielfach alle Anlagen für eine vollkommene Schlafstadt, in der nichts vorgekehrt ist, um eine sozialkulturelle Entwicklung darin zu gewährleisten.

III. Die soziologische Problemstellung der Planung

Damit haben wir bereits angedeutet, dass eine Planung ohne soziologische Grundlagen mindestens fragwürdig ist, weil die Personalisation der darin anzusiedelnden Menschen nicht vollzogen werden kann. Bahrdt schreibt in diesem Zusammenhang:

«Die Forderung, dass Soziologen beim Städtebau mitwirken sollen, ist weder neu noch originell. Neu-anlage, Erweiterung, Umbau und Wiederaufbau von Städten berühren viele und komplizierte gesellschaftliche Probleme, die heute legitim nur noch von den hiefür zuständigen Wissenschaftern beurteilt werden können, nämlich von Soziologen» («Die moderne Grosstadt», Rowohlt's Deutsche Enzyklopädie» Nr. 127, Hamburg 1961, S. 1).

Dieser Forderung hat nun die Planung mindestens während der letzten Generationen nicht genügt. Dies ist vor allem auf zwei Ursachen zurückzuführen:

1. Die Soziologie hat sich als junge Wissenschaft erst seit kurzem auf das Feld der empirischen Forschungen begeben, war also gar nicht in der Lage, die für die Planung notwendigen, gewissermassen «konkreten» Grundlagen zu liefern.
2. Die Planung selbst war im übrigen in der ganzen Geschichte im wesentlichen individual konzipiert, erstreckte sich gestalterisch auf Einzelbauten und koordinativ auf Einzelanlagen. Dafür war — bis zum Bewusstwerden der Folgen der aktuellen «Bevölkerungsexplosion», die einen globalen Charakter hat und die Verknappung und Verteuerung des Bodens bewirkt — genügend Raum vorhanden.

Eigentliche Städteplanungen waren bis vor kurzem selten. Wo solche Planungen erfolgen, werden sie deshalb, mangels soziologischer und mangels quantifizierter und quantifizierbarer sozialtheoretischer Grundlagen, einfach so verstanden, dass man bestehende Stadtgebiete sozusagen linear kopiert und darüber hinaus die inzwischen erfundenen technischen Verbesserungen anbringt. Damit aber werden alle Fehler der ungeplant und unorganisch gewachsenen Stadtgebilde mitkopiert. Denn diese Gebilde werden gar nicht aus ihrer soziologischen Funktionalität heraus begriffen, sondern lediglich nach den metrisch erfassbaren, quantifizierbaren, lokalisierbaren Bedürfnissen der Menschen bemessen, die sie, wie oben gesagt, mit den Tieren gemeinsam haben.

So kommt es zu Erscheinungen wie jener, dass die Bevölkerung ganzer Satellitenstädte mit modernsten Einrichtungen sich wieder in die Slums zurückzieht, aus denen sie eben ausgesiedelt wurde. Das berühmteste Beispiel ist Brasilia, wo ein ganzer Bevölkerungsteil aus den «funktionalisierten» Wohnungen auszog und sich spontan in die früheren Barackenstädte rück-

siedelte. Dasselbe Phänomen trat auch bei den Grachtenwohnungen in Amsterdam auf: Diese waren zum Niederreissen bestimmt, da sie unhygienisch waren. Der Bevölkerung wurden moderne Ersatzsiedlungen geboten. Nach kurzer Zeit strömten viele in die alten, «unhygienischen» Grachtensiedlungen zurück und machten die modernen Pläne zunicht. Solchen Phänomene stehen dann die Planer fassungslos gegenüber. Sie argumentieren, dass diese Leute die in den modern konzipierten Siedlungen gebotenen Einrichtungen kulturell nicht zu bewältigen vermöchten. Tatsache ist jedoch, dass diese Einrichtungen in ihrer metrisierten Zweckmässigkeit der bisherigen Sozialkultur ihrer Bewohner keinen Spielraum lassen, keine adäquaten Vollzugsorte gewähren: Damit suspendieren sie die Gemeinschaften, die als übergeordnete Interaktionssysteme die Verwurzelung der «Individuen» in der Gesellschaft erlaubten und ihnen die soziale Kontrolle ermöglichen: Diese modernen Siedlungen isolieren und entpersonalisieren. Die Bewohner fühlen sich in den gleichsam «biologisch reduzierten Wohneinheiten» einfach nicht mehr wohl, ohne imstande zu sein, das ihnen Fehlende zu definieren (weil sie darin vital einbezogen sind). In den modernen Siedlungen fühlen sich anderseits nur jene zu Hause, die bereits in ähnlichen «Kolonien» gelebt haben und deshalb bereits aus den weiteren Face-to-face-Gruppen desintegriert sind. — Bertaux gebraucht hier einen sehr treffenden Vergleich (a. a. O., S. 32): «Ein Gas, das wachsendem mechanischem Druck ausgesetzt wird, wechselt gewöhnlich seinen Aggregatzustand.» Bei den Aussiedlungen der Slums findet ein «ähnlicher» Vorgang im umgekehrten Sinne statt. Der «Gruppeneffekt» wird suspendiert. Es entsteht eine andere «species Mensch» (vgl. Bertaux, a. a. O., S. 127 ff.). Jede Planung muss, wenn die sozialen Regelungssysteme intakt bleiben sollen, die das menschliche Zusammenleben erst sinnvoll machen, notwendigerweise von der sozialkulturellen Substanz her konzipiert werden.

IV. Die Konzeption der «modernen» Planung: Atomisierte Gesellschaft

Durch die Atomisierung der Gesellschaft und die damit verbundene Reduktion der Gemeinschaftskerne auf die Intimsphäre (Gattenaaranganlage der Wohnungen mit der Regel: Dreizimmerbleibe für die Eheleute mit einem oder höchstens zwei Kleinkindern) fielen viele Gesellungsformen der höheren sozialen Organisationskonzeption aus. Diese Gesellungsformen gehören notwendig zu den Face-to-Face-Gruppen als Korrelat der Familie: In ihnen müssen sich die Menschen ihr Sozialtraining ausserhalb des «Ruhelos» erwerben. Sie sind für den Menschen gleichsam ebenso erforderlich wie das Geäst des Baumes für den Jungvogel, der seine Flugkünste ausserhalb des Nestes einüben muss. Sozialtraining ist für den Menschen von gleicher vitaler bzw. mentaler Wichtigkeit wie für den Vogel das Flugtraining. In einer Wohnsiedlung nun,

die aus lauter ähnlichen, analog konzipierten, funktional reduzierten Wohnungen besteht und vielleicht noch ein Café, ein «Shopping-Center» und einen «Schönwetterauslauf» enthält, kann die Gesellung des werdenden Menschen in weiteren Bereichen ausserhalb der Konsum- und Schlafstätte nicht mehr vollzogen werden. Für «grössere» Kinder ist der Einbezug in die Gesellschaftsformen dem Zufall überlassen, wo sie noch möglich ist (etwa in den «Freizeitzentren»). Damit wird sie rein fakultativ, nicht mehr «obligatorisch»: Man kann ihr ausweichen. Damit ist das Zusammenwachsen in Lebensgemeinschaften zwingender Art (etwa Ehe) nicht mehr trainierbar. Eine der Folgen dieses Umstandes ist das «Auftreten der Ehescheidung als Massenerscheinung» (König). Weil die Familie selbst bis auf ihre biologische Wurzel sozial entfunktionalisiert ist (Behrendt), wird auch sie schliesslich nicht mehr als obligatorische Lebensgemeinschaft empfunden. Mit der Vermehrung der Freizeit nehmen die Probleme um die Sozialisierungsformen ausserhalb der Familiensphäre noch mehr zu. Das Hauptgewicht wird mangels eines sozialen Obligatoriums auf den Konsum statt auf die Gestaltung der Kooperation gelegt. (Eine Folge davon ist nebenbei, dass unsere jungen Leute häufig kaum mehr in der Lage sind, eine reizvolle, wirklich unterhaltende und zugleich sozial positive «Party» zu organisieren.) Die Familie selbst ist an ihrem Wohnort eine blosse Konsumgemeinschaft, weil die Wohnung ja auf den blossen Konsum angelegt ist (Bahrdt). Die nächsthöhere — institutionalisierte — Gemeinschaft, die Gemeinde, bietet keinen Ersatz, auch nicht die Kirchgemeinde: Beide Formen erstarrten in ihrer Institutionalisierung, weil die zwischen ihnen und der Intimsphäre liegenden Gesellschaftsformen ausgefallen sind. Sie sind zudem — infolge des Bevölkerungswachstums — zu gross geworden; sie umfassen zu viele Leute, als dass in ihnen ein persönliches Bekanntwerden und damit das Training der «Personalisation» noch möglich wäre. Auf die Zwischenformen aber ist der Mensch angewiesen, wenn er sich als Glied einer grösseren Gemeinschaft gegenüber verpflichtet fühlen soll. (Die Folgen des Fehlens der Gesellungszwischenformen für das soziale Training bemerken wir u. a. besonders in der integralen Demokratie durch das Absinken der Stimmabstimmungsziffern ...) Die Kleinfamilie vermag hier — wie bereits angedeutet — nicht mehr *normativ* für die menschliche Gesellschaft zu trainieren, weil sie mehr und mehr nur noch konsumorientiert ist und funktional in zahlreichen Belangen gesellschaftlicher Art suspendiert wurde (vgl. R. König: «Desintegration und Desorganisation der Familie», Gutachten für den Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Initiative zum Schutze der Familie vom 10. Oktober 1944).

Um uns dies bewusst zu machen, müssen wir uns vergegenwärtigen, in welchem Ausmass die frühere Grossfamilie (Sippe) gesellschaftsbestimmend wirken konnte (wir möchten an die «regimentsfähigen» Familien des alten Bern erinnern). Die Familienordnung

griffen ineinander über. Die Stuben waren nicht nur die Vollzugsorte gesellschaftlicher Regelungen (vgl. etwa die Bilder von Anker, z. B. die «Trauung»), sondern auch weiterer Gemeinschaften des Face-to-face-Bereiches (Du-Bereich, «Stubete»).

Diese Gesellschaftsform, die wir hier nicht als beispielhaft erwähnen können, weil die gesellschaftlichen Prozesse irreversibel sind, sondern nur vergleichsweise für die Veranschaulichung der früheren Formen des sozialen Trainings nennen, hatte außer der Wirkung, das Hineinwachsen in die ausserfamilialen Grossgemeinschaften bis in jene staatlichen Ordnungen kontinuierlich, sozusagen fugenlos zu gewährleisten, noch einen anderen Sozialeffekt, der insbesondere für das Verkehrsvolumen entscheidend ist: In diesen Gemeinschaften waren die personalen Beziehungen im Vergleich zu jenen unserer aktuellen Ordnungen in einem höheren Ausmass intensiviert, was auf Kosten ihrer Extensität ging: Je intensiver eine menschliche Beziehung ist, um so mehr polarisiert sie die betreffenden Menschen sozial. Die Intensivierung einer zwischenmenschlichen Beziehung wirkt also kanalisierend. Das heisst aber, dass viel weniger Verkehrswege beansprucht werden müssen, weil das Beziehungsnetz der betreffenden Personen mit wachsender Intensität lokal mehr und mehr verkleinert wird. Umgekehrt könnten wir sagen: Der Grad der Verkehrsextensität ist gleich dem Grad der Atomisierung der Gesellschaft: Durch die gesellschaftliche Atomisierung wird der Einzelne auch in seinen zwischenmenschlichen Beziehungen diffuser. Dies wirkt sich in einer Extensivierung seiner persönlichen Verkehrswege aus. Je dichter nun eine Gesellschaft wohnt, und je lockerer ihr personaler Aggregatzustand ist, um so mehr sind ihre Verkehrswege belastet. Entwurzelte sind Wandervögel.

Wechselwirkung der sozialen Beziehungsintensität und der Ausdehnung der persönlichen Verkehrswege:

Beispiel: Geschlechter:

Frauen haben in der Regel eine intensivere soziale Beziehung zu ihrer Umwelt und benötigen weniger Verkehrswege.

Männer haben in der Regel mit steigender Extensität ihrer Sozialbeziehungen (die meist beruflich bedingt sind) auch weitere Verkehrswege.

Intensität geht auf Kosten der Extensität, Extensität auf Kosten der Intensität. Die soziale Kapazität ist durch die Persönlichkeit gegeben.

Je geringer die Intensität der Sozialbeziehungen, um so weiter die Verkehrswege; je höher die Intensität, um so kürzer sind die Wege.

Typische Pendlerstädte entleeren sich, sind «sonntagstot», die Leute ziehen dort in ihre Freiheit aus, weil sie an ihren Wohnstätten funktional nur auf Essen und Schlafen «bezogen» sind. Sie wissen mit ihrer Wohnung nichts anzufangen. Man schaue sich die Wohnblocksiedlungen in den Vorstädten Zürichs an (Bienenstöcke).

Deshalb bemerkt man über die schönen Wochenenden in den modernen Wohnsiedlungen eine wachsende Entleerung. Auch in den Städten gibt es «sonntagstote Quartiere» (vgl. z. B. Hochhausquartier Schwamendingen Zürich): Ein Zeichen, dass in ihnen wegen ihrer architektonisch-planerischen Anlage kein Gemeinschaftsleben vollzogen, mithin keine «Verkernung» bzw. Verwurzelung erfolgen kann. Atteslander stellt in einer Studie bei den Zuzügern fest, dass deren Assimilationsdauer in solchen Verhältnissen erheblich steigt. Sie dauert etwa fünf bis zehn Jahre (dynamische Aspekte). Team Sozialforschung ermittelte in einer Studie über die Zürcher Landgemeinden, dass die Zuzüger aus der Stadt Zürich sich dort oft überhaupt nicht zu assimilieren in der Lage sind. Auch die Zugehörigkeit zu einer Wohnbaugenossenschaft ändert hier nichts, wenn die Vollzugsorte für ein eigentlich «genossenschaftliches» Zusammenwohnen (Co-Habitate) nicht gegeben sind. Weitere Faktoren, die die Extensität der Verkehrswege eines Menschen bestimmen, sind Beruf, Alter, Bildungsgrad und Zivilstand.

V. Die Notwendigkeit, die Sozialisation des Menschen in die Planung einzubeziehen und als Primärbedürfnis anzuerkennen

Wir bedauern, dass scheinbar noch kein Interesse dafür besteht, solche Hypothesen, die wir hier entwickelt haben, durch empirische Forschungen zu erhärten, was dazu beitragen könnte, gewisse planerische Probleme in bezug auf die betreffenden Charakteristika bestimmter Siedlungen zu lösen. Das Interesse dafür kann solange nicht bestehen, als das Renditendenken der Bauherrschaften (seien es private, cooperative oder kommunale) die Wohnplanung auf die Funktionalität der «Wohneinheit» pro Mietzinszahler anlegen lässt und sich um die weiteren Bedürfnisse der Sozialisation des Menschen foutiert. Diese Art von Planung rächt sich nun nicht an den Bauleuten, sondern an den Gemeinden, deren integrales Funktionieren mehr und mehr in Frage gestellt wird, weil das Training zum Hereinwachsen in ihre Interessenbereiche nicht mehr gewährleistet ist.

Die Renditenarchitektur (deren Berechtigung wir ökonomisch immerhin als Befürworter des Privat-eigentums voll gelten lassen) hat in ihrer Tendenz, die Wohnungsnachfrage immer intensiver zu nutzen, die Atomisierung und Vermassung eigentlich gefördert. Dies geschah durch die Normierung auf Klein- und Kleinstwohnungen, die einerseits noch knapp den Vollzug der biologischen Notwendigkeiten gestatten und auf der anderen Seite gewissen Konsumgewohnheiten, die mit einer Personalisation nicht mehr verbunden sind, geradezu luxuriöse Räume reserviert (Bahrdt). E. Noelle-Neumann definiert die Vermassung folgendermassen («Die Umfrage in der Massengesellschaft», Rowohlt's Deutsche Enzyklopädie, Bd. 177/178, 1963, S. 26, Anm.): «Zu Recht kann man von Vermassung sprechen, wenn... immer mehr Menschen immer mehr Merkmale und immer mehr Merkmals-kombinationen gemeinsam haben.»

Die planerische Normierung der Wohnungen und der übrigen örtlich-definierten, wegen ihrer «Unrentabilität» minimalisierten Nutzflächen, erzwang eine Reduktion der zwischenmenschlichen Beziehungen, eine entsprechende Schablonisierung und seelische Entleerung, mithin eben eine Vermassung. Der Raumbedarf wurde allein ausgerichtet nach den technischen Bedürfnissen der Bewohner, nicht aber nach deren zwischenmenschlicher Funktionalität, die metrisch nicht definiert werden kann. Sozialforschung würde es jedoch gestatten, sie mindestens zu quantifizieren. Die Einpassung des Einzelnen in die Gesellschaft ist ein spezifisch menschliches Bedürfnis, ja geradezu die Voraussetzung der «hominisation» (Menschwerdung, Teilhard de Chardin). Ihr wurde erst an wenigen Orten Rechnung getragen, und zwar erst dort, wo sie institutionalisiert werden konnte: in den Kirchen, in den Schulen, Gemeindehäusern, Sportanlagen, — und Friedhöfen. Ihre Gebäude sind überdimensioniert worden als Folge der Vermassung. Mit der Vermassung wurden noch grössere Anlagen erzwungen. Circulus vitiosus...

Es ist eine Vergewaltigung des Menschen, jenen Sozialisierungsformen den Vollzugsort zu verweigern, die seine Sozialkultur bestimmen. Die oben genannten Gebilde wirken hier nur noch bedingt normativ, weil die Zugehörigkeit zu ihren Trägern mehr und mehr nur noch als fakultativ empfunden wird. Hier liegen hypothetisch die Wurzeln der Scheidungshäufigkeit, der modernen Kriminalität auch in der Wohlstands-gesellschaft, selbst der erhöhten Krankheitsanfälligkeit des modernen Menschen trotz gesteigerter Hygiene.

Der moderne Mensch hat ein geradezu kompensatorisches Bedürfnis nach Gesellung — aus seiner Ver einsamung heraus. Der daraus entstehende unkanalisierte, undifferenzierte Druck einer Vielzahl von Menschen auf kleinem Raum erzeugt einen schwer kana lisierbaren Verkehrsdruck, weil keine Soziierung in Räumen vorgesehen ist, die den überfamilialen, infra-kommunalen Gemeinschaftsrahmen bilden könnten.

So rächt es sich, wenn man nur die biologisch «ortharen», metrisch quantifizierbaren Bedürfnisse des Menschen in der Planung gelten lässt und den homo sapiens den übrigen animalia gleichsetzt.

Es rächt sich aber auch in dem Umstande, dass Gesamtplanungen immer kurzfristiger angelegt werden müssen und damit den Gemeinden immer weniger rentabel werden. Hier, aber auch bei den Scheidungs-anwälten, im Strafvollzug und anderswo strömen die Summen heraus, die von der Planung durch die Ver nachlässigung der empirischen Sozialforschung einge spart werden... Die Summen wären weit besser angelegt in der Realisierung von Planungen, die dem sozialen Wesen des Menschen gerecht werden.

Gerade in der Schweiz ist an der Expo 64 auf dem «Weg der Schweiz» das Problem der Gemeinschaften im Staate und ihres Zerfalls eindrücklich gestellt wor den. Es ist uns eine Chance gegeben, diesmal auf dem Gebiete der Planung, den Menschen im Sinne Pesta-

lozzis zur Gemeinschaft zu erziehen und damit auch international neue Wege zu erschliessen, welche die Planung zu geben hat, welche letztlich in einer integralen, voll funktionsfähigen Demokratie auf den wohltrainierten Common Sense angewiesen ist, wenn sie bessere und höhere Lebensformen erschliessen soll. Leider zeigte die Expo aber gerade Beispiele der Siedlungsplanung (Adliswil, Wohnungsmuster), die abzulehnen sind (NZZ: «Eine verpasste Chance»).

Für die Gemeinden bedeutet die Anwendung empirischer Sozialforschung in der Planung die Reintegration der Einwohner und damit volle Funktionsfähigkeit, die Gewährleistung einer zivilen Assimilation, möglicherweise sogar eine Reduktion der sozialen Mobilität. Ein Verzicht aber bedeutet für sie ein Herabsinken zu blassen Verwaltungseinheiten und

letztlich die Preisgabe der Gemeindeautonomie, auf der unser Staatswesen aufgebaut ist.

Dieser Aufsatz erweckt wohl sicher den Anschein, als ob wir nun von der Planung verlangten, als richtungweisende Instanzen beigezogen zu werden. Dabei geben wir aber ohne weiteres zu, dass (unseres Wissens) noch nirgends in entscheidender Weise soziologische Forschungsresultate in diesen Bereichen zur Verfügung gestellt werden konnten. Wir stehen am Anfang unseres Bemühens, soziologisch qualifizierbare Phänomene — also vorhandene Entitäten! — zu quantifizieren und damit planungsgerecht bereitzustellen.

Man verlange aber von uns Soziologen keine fertigen Resultate und Rezepte, solange uns nicht die Mittel für die empirische Forschung zur Verfügung gestellt werden.

Literatur

- Angell Robert C.:* The Moral Integration of American Cities. Beiheft zum American Journal of Sociology, 1951.
Atteslander Peter M.: Dynamische Aspekte des Zuzuges in die Stadt, in Kölner Zschr. für Soziologie und Sozialpsychologie, VII, 2, 1955.
Bahrdt Hans P.: Die moderne Grossstadt. Soziologische Ueberlegungen zum Städtebau, rde., Nr. 127, Hamburg 1961.
Behrendt F.: Dynamische Gesellschaft, Bern 1963.
Bertaux Pierre: Mutation der Menschheit. Diagnosen und Prognosen, Fischer-Bücherei Nr. 497, Hamburg 1963.
Cohen Albert K.: Delinquent Boys. The Culture of the Gang. Clencoe, III., 1955.
Firey Walter: Grenzen als Faktoren in der Gemeindeplanung, in: Soziale Welt, IX, 2 (1954).
Hediger Heini: Beobachtungen zur Tierpsychologie im Zoo und im Zirkus, Basel 1961.
König René: Grundform der Gesellschaft: Die Gemeinde, rde. Nr. 79, Hamburg 1958.
Krayenbühl Frank: Untersuchung über die Entstehung und das Wachstum der Zentren in der Stadt Zürich, Zürcher Diss. 1963.
Linde Hans: Grundfragen der Gemeindetypisierung, in: Kurt

- Brüning, Hg., Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Bremen-Horn 1952.
Litz K.: Städtebau in kulturmorphologischer Sicht. «Werk», Juli 1959.
MacIver Robert M.: Community, New York 1940.
Noelle-Neumann E.: Die Umfrage in der Massengesellschaft, rde., 177/178, Hamburg 1963.
Orlans, Harold, Stevenage: A Sociological Study of a New Town, London 1952.
Pfeil Elisabeth: Grossstadtforschung, Fragestellungen, Verfahrensweisen und Ergebnisse einer Wissenschaft, Bremen 1950.
Quinn James A.: Human Ecology, New York 1950.
Real H. W.: Zur Frage der Ausscheidung von Nutzungszenen, in: «Plan», 21. Jg., 1963.
Riesmann David: Die einsame Masse, rde., Hamburg 1961.
Steffen Hans: Der innerstädtische öffentliche Verkehr Zürichs, Winterthur 1953.
Winkler E.: Zur Systematik der Sozialgeographie, in: Fritz Wenzel: Geographie, Geschichte, Pädagogik, Festschrift für Walter Maas zum 9. Juni 1961.
Wurzbacher G.: Das Dorf im Spannungsfeld der industriellen Entwicklung, Stuttgart 1954.